Depression

Autor(en): **Eicher, Nanny von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Wenn nur die Fanny kein schöneres Kleid trägt als ich . . . Ich bin zwar absolut nicht neidisch; aber weißt du, wirklich, es wäre mir nicht angenehm! Man hält auch etwas auf sich, du begreifst, besonders in meinem Alter, wo man unter Umständen sein Glück machen kann!"

Glück! Suchte sie denn ein anderes, als immer bei mir zu sein? Ich wollte . . . sonst war es zu spät . . . Aber ich hatte beide Arme voll Kleinigkeiten, und sie sah so unnahbar aus in ihren Bändern und Spitzen.

„Wie findest du die Frisur? Eine ganze Stunde hat die Coiffeuse damit zu tun gehabt! Es ist etwas ganz Neues mit einem merkwürdigen Namen . . . Parisermode . . ."

Der Wunsch, sie zu küssen, wurde übermächtig. Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und . . .

„Aber du! Gib doch acht! Fast wärst du mit deinem Ellbogen an meine Frisur gestoßen! Kannst du nicht ruhig sitzen? Willst du, daß ich wie eine Hagbexe aussehe?"

Verzweifelt drückte ich mich wieder in die Ecke.

„Wenn ich nur nie sitzen bleibe! Wär' doch nur meine Tanzkarte schon ausgefüllt!"

„Ich will immer mit dir tanzen," preßte ich hervor.

„Ach du! Was meinst du eigentlich? Das geht doch nicht! Was würden die Leute denken! Und überhaupt, das wäre langweilig! Ich will mich amüsieren. Oh, ein Ball! Tanzen! Ah! Und das hab' ich dir auch schon lange sagen wollen: Du mußt mich nicht immer so merkwürdig anschauen, wenn wir in Gesellschaft sind; die Leute könnten ja wunder was denken!"

Ihre Worte trafen mich wie Keulenschläge. Da fuhr der Wagen rasselnd vor . . . Ich stieg aus, dann sie, mit unendlichen Vorsichtsmaßregeln und raffinierter Geschicklichkeit, um Frisur und Schleppe nicht zu beschädigen.

Hatte sie mich denn nicht lieb?

An der Garderobe gab ich ihre Sachen und Sächelchen ab. Auch das Ridikül mit dem Hausschlüssel.

„Gib mir die Kontrollmarken!"

„Aber warum denn? In meiner Westentasche sind sie am besten versorgt. Wir gehen ja zusammen nach Hause!"

„Das ist nicht sicher . . . Vielleicht geh' ich mit Verwandten oder . . . man weiß ja nie . . . Es ist besser, wenn du mir sie gibst. Dann ist jedes von uns selbständig. Wenn du zum Beispiel früher nach Hause willst, dann brauchst du nicht auf mich zu warten . . ."

Oh, Jammer! Ich gab ihr die Kontrollmarken.

„Mein Kleid ist doch hinten in Ordnung, nicht?"

Ich nickte bloß; sprechen konnte ich nicht mehr.

Leichtfüßig, mit geröteten Wangen, mit Augen, die in Erwartung und Aufregung funkelten, stieg sie die Treppe hinauf, nein, sie flog. Mit zentnerschweren Füßen folgte ich.

Der Ballsaal öffnete sich vor uns: Menschentrubel, blendender Lichtglanz!

„Himmlisch! Wie riesig nett, daß du da bist!" Und sie flog Fanny in die Arme und schwebte dann weiter, lebhaft und glücklich, zu plaudernden Müttern, zu höflich grüßenden Herren . . .

Ich blieb an der Tür stehen, matt und verzweifelt. Es war mir, als hätte ich einen Schmetterling zu fangen geglaubt, einen schönen, schillernden, goldig bestäubten, und nun flog er davon, weit weg, und verschwand in einem verwirrenden Gewoge von weißen Wolken und leuchtenden Sonnen.

Und ich faßte den Entschuß, nie mehr zu lieben . . . . .

Depression.

Noch immer so frostig, noch immer so grau!
Das Wetter, es gleicht einer ernsten Frau,
Die längst ihre Jugend verlor.
Sie träumt von vergangener Zeiten Glück,
Geht einen Schritt vorwärts und hundert zurück,
Weil aus dem Dunkel hervor
Ein Lichtschein dringt,
Eine Stimme klingt,
Weil Sehnsucht die Aermste bezwingt.

Ja, Sehnsucht! Ein Feind, der zu zaubern wagt:
Die Sonne verjagt,
Dem Heute versagt
Den schmeichelnden Ton
Und mit List und Hohn,
Was froh war, vertreibt!
Er gebietet. — Ihr bleibt
Nur die Klage: Ich kenne das schon!

Nanny von Escher, Albis.

Der Alte.

. . . Und langsam schlägt die Welle an den Strand.
In Blüten prangt und schwelgt weithin das Land,
Und weithin webt der Sonne Schein
Das Land in weiße Seide ein —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Zwei Riesenleuchter die Kastanien stehn,
Und leise Winde durch die Wipfel gehn,
Und leise rauscht's im Fliederstrauch,
Und leise quillt der Düfte Hauch —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Der Alte träumend in dem Lehnstuhl ruht,
Starrt auf die leichtbewellte blaue Flut
Und starrt und sinnt und lächelt leis.
Weit, weit vom See klingt frohe Weis —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Dort ging das Schiff, das jene Woge schlug
Und lust'ge Jugend leicht vorübertrug
Zur Blütenfahrt, zum Maientanz!
O ferner Zeiten Wonneglanz —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Ein Maitag war's, so schön und still wie heut.
Es zog ins Blau hinaus die jungen Leut,
Und ich — und du — o zitternd Glück!
Kein Gott bringt jene Zeit zurück —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Wir zogen Arm in Arm durch Wald und Wies;
Die Drossel ihre Weise dazu blies,
Und weich es sich im Grase ging:
Welch Glück in meinem Arme hing —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Ich sah zwei Lippen mir entgegenblühn,
Zwei tiefe Augen in den meinen glühn —
O Frühling — Liebe — Lebensmai!
Und wonneschauernd standen zwei —
Und langsam schlägt die Welle an den Strand.

Allein — allein! Seit Jahren schon allein!
Verwelkt sind Liebe, Licht und Sonnenschein —
Der Alte schließt die Augen zu;
Im vollen Wipfel wird es Ruh,
Und weit in Blüten steht ringsum der Strand,
Die letzte Welle zittert leis ans Land.

Alfred Keller, Rüdlingen.